

Zeitschrift: Zeitschrift für öffentliche Fürsorge : Monatsschrift für Sozialhilfe : Beiträge und Entscheide aus den Bereichen Fürsorge, Sozialversicherung, Jugendhilfe und Vormundschaft

Herausgeber: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe

Band: 70 (1973)

Heft: 12

Artikel: Mutterentbehmung in der frühen Kindheit

Autor: Ernst, Cécile

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-839263>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeitschrift für öffentliche Fürsorge

Beilage zum
«Schweizerischen Zentralblatt
für Staats-
und Gemeindeverwaltung»

70. Jahrgang
Nr. 12 1. Dezember 1973

Monatsschrift für öffentliche Fürsorge und Jugendhilfe
Enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und
Sozialversicherungswesens
Offizielles Organ der Schweizerischen Konferenz für öffentliche
Fürsorge
Redaktion: Dr. M. Hess-Haeberli, Waldgartenstraße 6
8125 Zollikerberg Telephon 01.63 75 10
Verlag und Expedition: Art. Institut Orell Füssli AG, 8022 Zürich
Jährlicher Abonnementspreis Fr. 21.–
Der Nachdruck unserer Originalartikel ist nur unter Quellen-
angabe gestattet

Mutterentbehrung in der frühen Kindheit

Von Dr. med. et phil. CÉCILE ERNST

Im Jahr 1951 erschien, zuhanden der World Health Organization, ein Buch des Psychologen John Bowlby über die Bedeutung der Pflege durch die Mutter für die spätere seelische Gesundheit ihres Kindes. Darin wurden 45 Studien über Kinder, die, von der Mutter getrennt, in Institutionen aufwuchsen, resümiert. Bowlby kam zum Schluß, daß Säuglinge und Kleinkinder, die in Spitälern, Kinderheimen oder Krippen versorgt werden, körperlich, seelisch und intellektuell geschädigt werden und daß diese Schäden bei langer Trennung irreversibel sind. Mutterliebe sei für Säugling und Kleinkind lebenswichtig.

Bowlby gelang es, die Öffentlichkeit auf die ungünstigen Umstände in manchen Institutionen für Kinder aufmerksam zu machen. Darin liegt seine große Bedeutung. Bald nach Erscheinen seines Buches wurde jedoch die These, daß die Entbehrung der Mutterliebe für eine Vielzahl von kindlichen Fehlentwicklungen das Entscheidende sei, aus methodischen Gründen in Frage gestellt. Die von ihm zitierten Arbeiten bezogen sich auf Kinder ganz verschiedenen Alters und verschiedenen Herkommens, die in verschiedenen geführten Institutionen lebten. Man konnte zu den einzelnen Untersuchungen einwenden, daß nicht die fehlende Mutterliebe, sondern zum Beispiel Vernachlässigung in der Institution oder ungünstige biologische Voraussetzungen die Kinder geschädigt hätten.

Bowlbys Arbeit löste in den seit ihrem Erscheinen vergangenen Jahren zahlreiche weitere Untersuchungen aus. In einem neuen Sammelreferat versucht jetzt der englische Kinderpsychiater Michael Rutter die Frage zu beantworten, ob es

möglich sei, *bestimmte* psychische Schäden bei Kindern mit *bestimmten* Formen der Entbehrung in Zusammenhang zu bringen, und welche Rolle die Person der Mutter in diesem Zusammenhang spiele¹.

Rutter stützt sich auf über 400 Untersuchungen an Kindern und zum Teil auch auf (mit aller Vorsicht interpretierte) Untersuchungen an Tieren.

Die unmittelbaren Trennungsfolgen

Säuglinge, die vor dem Alter von sechs Monaten hospitalisiert oder in eine Krippe aufgenommen werden, zeigen keine besonderen Reaktionen. Größere Säuglinge und Kleinkinder dagegen zeigen einen bestimmten Reaktionsablauf: zuerst heftiges Schreien und Weinen, dann Apathie und schließlich Verlust des Interesses für die Mutter. Diese Reaktion ist am deutlichsten im Alter von sechs Monaten bis zu vier Jahren, aber sie tritt bei weitem nicht bei allen Kindern auf. Am heftigsten ist sie bei Kindern mit vorbestehenden Kontaktschwierigkeiten. Die Reaktion verläuft weniger heftig, wenn das Kind – zwar ohne Mutter – in der gewohnten Umgebung verbleiben kann oder wenn es mit seinen Geschwistern in die neue Umgebung versetzt wird.

Man darf annehmen, daß der Kontakt mit Geschwistern oder das Verbleiben in der gewohnten Umgebung dem Kind hilft, die innere Beziehung zur abwesenden Mutter aufrechtzuerhalten, und daß es somit eigentlich nicht die Trennung an sich, sondern der Beziehungsabbruch ist, der zur geschilderten Verzweiflungsreaktion führt. Es gibt wahrscheinlich Trennungen, die nicht mit einem Beziehungsabbruch verbunden sind und deshalb relativ gut ertragen werden. Es scheint sich abzuzeichnen, ist aber noch nicht gesichert, daß Kinder vor allem dann die Verzweiflungsreaktion zeigen, wenn sie in große, überlastete Institutionen kommen, wo es ihnen nicht möglich ist, eine neue persönliche Beziehung aufzubauen, weil das Personal zu beschäftigt ist oder zu rasch wechselt. Es wurde in Einzelfällen beobachtet, daß Kinder, die in Pflegefamilien kamen, in denen sich sogleich jemand intensiv um sie kümmerte, die Trennung von der Mutter ohne Schwierigkeiten überstanden.

Weitere Untersuchungen zeigen, daß durchaus nicht alle Kinder zu ihrer *Mutter* die engste Beziehung haben. Die Beziehung scheint in erster Linie davon abzuhängen, wer sich am meisten mit dem Kind abgibt; das kann auch der Vater oder eine andere Person sein. *In der Regel* ist es in unseren Verhältnissen die Mutter.

Bowlby meint, das Kleinkind sei «monotrop», das heißt es könne nur zu einer einzigen Person seiner Umgebung eine intensive Beziehung haben. Empirische Untersuchungen zeigen aber, daß es von der Familienstruktur abhängt, wieviele Personen für das Kind Beziehungspersonen werden können: in einer Großfamilie werden es mehr sein, als wenn das Kleinkind praktisch nur Kontakt mit der Mutter hat. Rutter meint, daß es wünschbar sei, daß Kleinkinder zu *mehreren* Personen enge Beziehungen aufbauen können, weil sie dann beim Ausfallen einer Beziehungsperson weniger gefährdet sind. Er erwähnt Affenversuche: Affenjunge, die außer von der Mutter noch von «Tanten» und «Großmüttern» betreut werden,

¹ *Michael Rutter: Maternal Deprivation reassessed. Penguin Science of Behavior, 1972.* Rutter hat bewußt auf die Diskussion anderer nichtsozialer Faktoren verzichtet, die möglicherweise bei den untersuchten ungünstigen Entwicklungen mitwirken: zum Beispiel Erbfaktoren oder Hirnschädigungen.

ertragen die Trennung von der Mutter besser als die, welche von der Mutter allein gepflegt werden.

Die Langzeitwirkungen

Tierstudien zeigen, daß Umwelteinflüsse im Kindesalter das Verhalten der Tiere auf lange Sicht beeinflussen können. Wenn man zum Beispiel Rhesusaffen in völliger Einsamkeit aufzieht, zeigen sie, wenn man sie als Erwachsene in eine Herde bringt, schwere Störungen: sie können sich nicht durchsetzen und finden keinen Sexualpartner.

Langzeitwirkungen von bestimmten Umwelteinflüssen in der frühen Kindheit kann man durch Nachuntersuchungen von Kindern, die in der betreffenden Situation aufgewachsen sind, feststellen. Sie zeigen, daß bei täglicher Trennung während einiger Stunden die Kinder nicht mehr psychische Störungen oder Verwahrlosung zeigen als Kinder, deren Mütter zu Hause sind, *sofern* eine Person das Kind hütet, zu der es eine gute, stabile Beziehung aufbauen kann. Viel zitiertes Beispiel sind die Kinder der Kibbuzim, die sich bei der Nachuntersuchung nicht von unter anderen Umständen aufgewachsenen Kindern unterscheiden. Ständig wechselnde Hütepersonen finden sich meist bei Kindern aus an sich schon ungünstigen Familienverhältnissen. Wenn man unter diesen Umständen vermehrt Verwahrlosung der Kinder findet, stellt sich die Frage, ob diese auf die fehlende Beziehung zur Hüteperson oder auf die schlechten Familienverhältnisse oder auf ungünstige Erbkonstellationen zurückgeht. Das zeigt die methodischen Schwierigkeiten solcher Untersuchungen.

Zahlreiche monatelange Trennungen wirken sich unter zwei Bedingungen negativ auf das Kind aus: wenn die Ursache der Trennung Unfriede und schlechte Beziehungen innerhalb der Familie waren, findet man bei den Kindern vermehrt Verwahrlosung. Wenn die Ursache schmerzhaftes Spitalbehandlungen waren (zum Beispiel nach Unfällen oder Verbrennungen), gibt es Hinweise dafür, daß bei den betroffenen Kindern häufiger Bettnässen vorkommt. Nicht systematisch untersucht wurde bisher, ob Kinder, die zahlreiche Trennungen mit Beziehungsabbruch erlebten, später größere Ängstlichkeit und Unsicherheit entwickeln als andere; auch dafür gibt es Hinweise.

Die dauernde Trennung von der Familie ist unter dem Begriff des «broken home» schon lange ein Gegenstand psychiatrischer und psychologischer Untersuchung. Es fiel auf, wie außerordentlich häufig verwahrloste Kinder aus unvollständigen Familien stammen. Rutter stellt fest, daß Verwahrlosung nur dann gehäuft auftritt, wenn die Familie durch Trennung oder Scheidung auseinandergebrochen ist, nicht aber, wenn sie durch den Tod eines Elternteils aufgelöst wurde. Verwahrlosung tritt auch nicht gehäuft auf, wenn der Vater bei sonst intakter Familie beruflich sehr viel abwesend ist. Dagegen zeigen äußerlich intakte Familien, in denen die Eltern schlechte Beziehungen zueinander haben und die Kinder vernachlässigen, ein gehäuftes Vorkommen von Verwahrlosung bei den Kindern.

Es ist also offenbar nicht die Trennung von den Eltern an sich, die zu einer ungünstigen Entwicklung führt, sondern es sind die schlechten Beziehungen der Eltern zueinander und die Vernachlässigung der Kinder, welche dafür entscheidend sind. Dabei spielt nicht die Mutter die entscheidende Rolle, sondern die Eltern wirken hier offenbar als soziale Einheit. Es gibt Hinweise dafür, daß die Beziehung zum gleichgeschlechtlichen Elternteil (bei den Mädchen zur Mutter,

bei den Knaben zum Vater) für die Entstehung der Verwahrlosung besonders wichtig ist.

Intellektuelle Schäden durch Heimversorgung

Es ist nachgewiesen, daß in gewissen Heimen die Kinder einen Intelligenzrückstand haben, der nicht darauf beruht, daß die dort aufgenommenen Kinder primär weniger intelligent sind als die in anderen Heimen aufgenommenen. Überfüllte Heime mit überlastetem Personal, das sich nicht um die einzelnen Kinder kümmern kann, verhindern eine altersentsprechende sprachliche Entwicklung, weil die Erwachsenen zu wenig mit den Kindern sprechen können. Eingeschränkte Spielmöglichkeiten und zu große Eintönigkeit des Tageslaufes verhindern die altersgemäße motorische Entwicklung und das Erwerben von neuen Erfahrungen. Tierversuche zeigen, daß Ratten, die in einer «interessanten», abwechslungsreichen Umgebung aufwachsen, sich später in neuen Situationen besser zu helfen wissen als Ratten, die in einem «langweiligen» Käfig mit undurchsichtigen Wänden aufgezogen werden.

Der durch die Undifferenziertheit der Umgebung entstandene Intelligenzrückstand ist in der Kleinkinderzeit reversibel, wenn die Umgebung vollständig und dauernd geändert wird, das heißt wenn die Kinder ihre Sprache im intensiven Kontakt mit Erwachsenen schulen und ihren Erfahrungsbereich erweitern können. Kurzdauernde Entwicklungsprogramme sind wirkungslos.

Diese Störung der Intelligenzentwicklung ist ohne Zusammenhang mit der Beziehung zur Mutter und einzig Folge einer armseligen Umgebung. Man kann sie schon im Alter von zwei Monaten feststellen, also bevor sich individuelle persönliche Beziehungen zu Umgebungspersonen entwickelt haben, und sie tritt in gut geführten Heimen nicht auf, obschon auch dort die Kinder von der Mutter getrennt sind.

Dauernde Beziehungsunfähigkeit durch Heimversorgung

Es gibt Untersuchungen, die darauf hinweisen, daß Kinder, die im Säuglings- und Kleinkindesalter in großen, unpersönlichen Institutionen ohne engen Kontakt mit einer Pflegeperson aufwachsen, später zu dauernden Beziehungen unfähig sind, sich zwar rasch anschließen, aber sich ebenso rasch wieder lösen und sich an keine Abmachungen und Regeln halten. Diese Hypothese ist aber bei weitem nicht bewiesen, weil es sehr schwierig ist, vergleichbare Gruppen von Kindern zu finden, die sich einzig im Zeitpunkt, zu dem sie heimversorgt wurden, unterscheiden.

Auch zur Vermeidung späterer Beziehungsunfähigkeit scheint es vor allem wichtig zu sein, daß überhaupt stabile Beziehungen zu Erwachsenen zustande kommen. Ob die Mutter oder eine andere Person diese Möglichkeit bietet, ist weniger wichtig. Das heißt nicht, daß es gleichgültig sei, mit wem ein Kind aufwächst. Man hat Grund zur Annahme, daß es zum Beispiel für die psychosexuelle Entwicklung nötig ist, daß ein Kind enge Beziehungen zu Personen beiderlei Geschlechts aufbaut.

Seit Bowlby auf die durch Institutionalisierung verursachten Schäden hingewiesen hat, sind folgende Zusammenhänge sichtbar geworden: intellektuelle Rückstände entstehen in einer Umgebung, wo wenig mit den Kindern gesprochen wird und sie sich wenig bewegen und wenig erleben können. Für die Verwahrlosung sind

offenbar schlechte Beziehungen der Eltern untereinander und zu ihren Kindern entscheidender als das «broken home» an sich. Es gibt Hinweise dafür, daß ein Kind, das im Säuglings- und Kleinkindesalter keine stabilen persönlichen Beziehungen aufbauen konnte, in seiner spätern Beziehungsfähigkeit dauernd geschädigt bleibt. Häufige kürzere Trennungen von Beziehungspersonen führen, wenn sie mit einem Beziehungsabbruch verbunden sind, möglicherweise zu vermehrter Ängstlichkeit und Unsicherheit.

In unserer Kultur ist es in der Regel die Mutter, die sich mit dem Kind am meisten abgibt und zu der das Kind deshalb die engste Beziehung hat. Sie ist es auch, die das Kind sprechen lehrt und von der zu einem wichtigen Teil das emotionelle Klima der Familie abhängt. Sie ist für eine günstige Entwicklung des Kindes von größter Bedeutung — aber nicht sie allein. Auch der Vater hat seinen Anteil an den emotionellen Beziehungen der Familie. Und offenbar ist es günstig, wenn ein Kleinkind neben der Bindung an die Mutter noch stabile Beziehungen zu einigen andern Personen aufbauen kann.

Was die Entwicklung von Kindern in Institutionen betrifft, so zeigt das Sammelreferat, daß diese zwei Bedingungen erfüllen sollten: das Personal sollte den Kindern genügend intellektuelle Anregung und die Möglichkeit zum Aufbau stabiler persönlicher Beziehungen geben. Unter diesen Umständen wird eine gute Institution einer durchschnittlichen Familie zwar unterlegen sein, aber bessere Bedingungen bieten können als eine zerrüttete, vernachlässigende Familie. Zahlreiches, gut geschultes und charakterlich geeignetes Personal, das wenig wechselt, stellt finanzielle Ansprüche! Wir wissen nun, wie ein gutes Heim beschaffen sein müßte. Die Frage ist, ob wir uns gute Heime etwas kosten lassen wollen.

Zur Methodik der Gesprächsführung in der sozialen Einzelhilfe

Von Dr. iur. MAX HESS-HAEBERLI

I. Einleitung

In der Begegnung von Mensch zu Mensch nimmt das Gespräch eine zentrale Stellung ein. Durch die verbale Kommunikation offenbaren wir unserem Gegenüber Haltungen und Grundsteinstellungen, Gefühlslagen und Strebungen usw. Im Gespräch teilen wir dem Partner unsere Überzeugungen und Absichten mit, oder wir versuchen, den andern für eine bestimmte Sache zu gewinnen. Vielleicht möchten wir damit seine Entscheidung nach unseren Erwartungen beeinflussen.

In der sozialen Arbeit steht die Gesprächsführung im Mittelpunkt all unserer Aktivitäten. In einer Entwicklungsstufe, in der das Wort METHODE nicht groß genug geschrieben werden kann, ist es verständlich, daß auch ein Bedürfnis nach einer Technik der Gesprächsführung entstehen kann. Eine Technik aber arbeitet mit festen Werten oder Größenordnungen. Jeder Mensch jedoch ist etwas individuell Gewordenes und Einmaliges. Durch die Begegnung von *zwei* Menschen mit ihrer Individualität werden die Schwierigkeiten keineswegs geringer, ganz im Gegenteil. Jeder Mensch reagiert auf einen Mitmenschen anders — anders auf-